

(Nachdruck verboten.)

17)

## Madame d'Ora.

Roman von Johannes B. Jensen.

„Was für eine Kammer oder was für ein Zelt hast Du denn da aufgestellt, Edmund . . . einen neuen Apparat, um sich als Skelett zu sehen? Und Du hast ein Harmonium bekommen? Ich glaube gar, Du spielst geistliche Lieder! Aber was für häßliche Vorhänge hast Du doch an den Fenstern angebracht. Immer hast Du etwas Neues vor! Ich habe jeden Tag an Dich gedacht, der Du hier oben in Deiner wissenschaftlichen Gondel schwebst und Deine Arbeiten ausführt und zu den Wolken hinausfliehest und die Kleinen tief unten lärmeln hörst. Ich kenne niemand, der sich so wie Du einrichten kann, ohne die Welt fertig zu werden und sie doch zu besitzen. Aber wie herrlich ist es, dort unten mitten im Gewimmel zu sein, — für ein schwingenloses Geschöpf wie ich es bin — wie ich es liebe, im Gedränge festgeklemmt zu sein, Flaggen über dem Kopf zu sehen und die große Trommel in der Straße näher kommen zu hören! Du lächelst, Edmund . . . früh, ganz früh, heute morgen sah ich den Niagara aus dem Coupéfenster und hörte die Wassermassen tönen, es war so groß, — ach, wie groß es war.“

Madame d'Ora schwieg schwelgend und schüttelte demütig den Kopf; gleich darauf traten ihr Tränen in die Augen, sie lächelte, und neue Bilder erfüllten sie:

„Edmund, ich war in New-Orleans, natürlich, und in St. Louis und in einer Menge anderer Städte in den Südstaaten. Und ich reiste über die Prärien und durch die Berge und über die Steppen, wo nichts war als Salz und Pottasche — und ich war ja in Utah. Jetzt sollst Du einmal hören, dort kam ich in die Gesellschaft von Mormonen — smart sind sie, aber sonderbar geheimnisvolle Leute, die dreist und versteckt blinzelten, als spielten sie alle mit unanständigen Karten — und dann fällt mir ein, was Du von diesem Evanston sagtest, als wir zusammen an Bord waren. Denk nur, er ist wirklich Mormone! Sie freuten sich so in Utah, als ich von ihm erzählte, und er schien ein großer Mann bei ihnen zu sein. Er ist einer ihrer besten Agenten, der immer umherreist und Proselyten macht. Man ließ mich mit großer Ehrfurcht verstehen, daß Evanston der Sohn eines der allerersten Mormonen sei, und erzählte, daß er in einem Emigrantenzug geboren wurde, gerade als die Indianer den Zug angriffen. Und er sei aus guter Familie, sagten sie, sein Vater sei gar nicht nach Amerika gekommen, weil er etwas „getan habe“ — ist das nicht allerliebste! — er sei seinerzeit aus Europa ausgewandert unter dem unbestimmten Gefühl, daß er in der Ferne einen geistigen Beruf zu erfüllen habe. — Man machte übrigens einen kleinen liebevollen Versuch, mich für die Lehre der Mormonen zu interessieren, aber ich beeilte mich, meinen eigenen Kinder glauben zu bekennen, der sich ja auf die Voraussetzung einer Mehrheit von Männern stützt. Dann war, weiß Gott, einer so wichtig, zu entgegnen, daß Mormonen in seiner Lehre von einer Mehrheit keineswegs von dem Geschlecht geredet habe . . . drollige Leute! Du siehst verstimmt aus, lieber Edmund, nun glaubst Du sicher, daß ich mir etwas aus diesen armen, gierigen Psalmisten gemacht habe . . . Ach, Edmund, ich bin auf dieser ganzen Reise kaum ein einziges Mal verliebt gewesen. Aber ich habe mich gesehnt, ich habe mich nach Dir gesehnt, Edmund. Und Du hast mich noch nicht ein einziges Mal verliebt angesehen, seit ich gekommen bin, nicht einmal freundlich.“

Madame, die sich auf einen Stuhl gesetzt hatte, erhob sich langsam, aber sie überwand ihre Bewegung, setzte sich wieder und sah mit sehnsuchtsvollen Augen zu Edmund Hall hinüber.

„Ist es Dir gut gegangen?“ fragte sie ruhig. „Kommt, setzen wir uns ein wenig an die Fenster. Ich werde auch bald gehen. Du bist weit weg, Edmund, woran denkst Du? Bist Du unruhig?“

Sie schwiegen lange. Dann sieht Madame d'Ora mit einem Gesicht auf, das seine Fassung ganz wiedergewonnen hat, ihre Augen schimmern von einer tiefen Wärme, sie sieht und sieht Edmund an, bis sie errötet und den Kopf senkt. Dann sieht sie wieder auf und lächelt:

„Vielleicht bin ich doch einmal in Chicago verliebt gewesen — obwohl, nein. Ich traf dort einen jungen Dichter, der ein großes Lied auf mich schrieb. Meine Begeisterung über Amerika habe ihn dazu angeregt, sagte er. Aber wie gut er selber über seinen Weltteil sprach, über die Bisonschneen und den Schnee, über die Eisperiode, über Columbus und den Mississippi! Er war der lebhafteste und der zarteste, ich meine, der glanzvollste Mensch. Er machte denselben allwissenden Eindruck wie Du, Edmund, er hatte dieselbe Art und Weise alles zu schätzen. Er ist berühmt als Fußballspieler. Aber trotzdem konnte ich ihn nicht lieben. Er glaubte eine Menge erhabenen Unsinn von mir, bewunderte mich hartnäckig, wenn ich fluchte und trank. Er war allerliebste.“

Edmund Hall sagte nichts. Madame d'Ora beugte sich vornüber und schien in Gedanken zu versinken. Dann hastet sie und bemerkt leise:

„Er kommt hierher.“

„Wer?“

„Ralph.“

„Ach so!“ Edmund nickt sehr wohlherzogen.

„Du ahnst ja gar nicht, wer Ralph ist,“ ruft Madame d'Ora aus. „Sagte ich, daß er so heißt, mein Dichter aus Chicago? Gut, er ist es, und er kommt wirklich. Ralph Winnifred Lee. Er schreibt sehr schön, und ich erlaubte ihm, mich hier in New York zu besuchen.“

Edmund Hall schwieg noch immer mit einer außerordentlich korrekten Miene. Da bricht Madame d'Ora in ein lautes, fröhliches Lachen aus, in das sich jedoch ein wenig bittere Heiserkeit mischt, und ehe Edmund Hall sich's versteht, stürzt sie ihm an den Hals und weint. Und er wird ganz froh, sieht auf ihr Haar an seiner Brust und errötet, der dunkle Sneifer fällt ihm von den Augen. Er empfindet Dankbarkeit, daß Leontine abermals am Rande einer Niederlage gesiegt hat. Alle Klünste und alle Kälte sind verschwunden, übersprungen, vergessen, und nach einer Weise sitzen sie da und plaudern ganz unbefangen und vertrauensvoll wie vor Leontines Reise. Aber Edmund ist zerstreuter und dabei doch aufmerksamer, als er zu sein pflegt, und das entdeckt Leontine bald.

„Und nun erzähle mir, was Du angefangen hast, Edmund, und was geschehen ist, während ich fort gewesen bin. Ich habe ja die ganze Zeit gewußt, daß Dich etwas beschäftigte, aber nicht wahr, ich mußte doch wissen, wie wir zueinander stehen, ehe wir davon sprachen . . .“

Hall sah auf, als ob seine Stimmung durch diese Bemerkung ein wenig aus dem Gleichgewicht käme. Aber Madame d'Ora legte in demselben Augenblick ihre beiden warmen Hände auf die seinen.

„Du hast mir nicht ein einziges Mal geschrieben, Edmund.“

„Das haben wir ja noch nie getan. Wir einigten uns doch schon vor mehreren Jahren dahin, daß wir nicht füreinander existieren wollten, wenn wir nicht direkt zusammen wären.“

„Wohl wahr, aber diesmal versprachst Du mir, zu schreiben. Ich ließ doch hin und wieder von mir hören. Aber ich konnte ja in den Zeitungen von Dir lesen . . .“

Madame d'Ora schwieg und wartete nun mit geheimer Angst, daß sich Edmund getroffen fühlen sollte. Als er keine Miene verzog, konnte sie sich nicht länger beherrschen, ihr Gesicht verzog sich häßlich.

„Ich habe von Deinen „Versuchen“ mit Mirjam Karekin gelesen. Es stand in einer kalifornischen Zeitung. Edmund — Edmund . . .“

Er konnte sehen, wie etwas in ihr aufwallte, erstickend und unwiderstehlich, etwas viel Wilderes als das Weinen vorhin, und er war auf Geschrei und Krämpfe vorbereitet, aber es mußte eine lähmende Wirkung in seinem Blick gelegen haben, denn sie schnappte nach Luft, als sie ihn ansah und sank dann zusammen. In den Stuhl zurückgelehnt, fuhr sie fort, ihn anzusehen, während sich Müdigkeit und Schmerz über ihr Gesicht breiteten und die Hände zitternd in den Schoß sanken. Ihr Blick wurde so schwer und fern, indem die Tränen die Augen füllten und ansingen, an den Wangen herabzurinnen. Sie seufzte schließlich und bewegte den

„Mund so gehorsam, zog das Taschentuch heraus und preßte es gegen beide Augen. Und während sie fortfuhr, es dort festzuhalten, flüsterte sie mit feuchter Stimme:

„Du liebst niemand, Edmund. Auch Mirjam nicht. Mich nicht. Niemand. Das ist vorbei.“

Edmund Hall räusperte sich und fragte sehr vorsichtig: „Würde es Dir eine Beruhigung sein, die Wahrheit zu hören, in welchem Verhältnis oder vielmehr, in welchem Mangel von Verhältnis ich zu Fräulein Karelin stehe? Du kannst, wenn Du es willst, Gelegenheit haben, selbst Deine Beobachtungen zu machen, sie kommt heute mit Frau Mc. Carthy, bei der sie wohnt, hierher. Wenn Du Dir noch andere Sachen zu Herzen nimmst, so fürchte ich, daß ich Dir nicht helfen kann.“

„Edmund!“ rief sie angsterfüllt und nahm das Taschentuch von den Augen, starrte ihn an, der rücksichtsvoll dasaß und sich wie unter einem Hagelschauer duckte. Dann legte sie untröstlich das Tuch wieder vor die Augen und weinte weiter, — nach einer Weile stärker und unglücklicher, als fühle sie einen Schlag. Edmund Hall erhob sich still und ging in das Laboratorium hinaus, wo er unschlüssig stehen blieb. Nach einer Weile stand auch Leontine auf und fing an, hin und her zu gehen, beständig weinend und das nasse Taschentuch ringend. Sie kam an Edmund vorüber, dort wo er stand, sah ihn aber mit ihren weinenden Augen nur fremd an. Sie ging lange unruhig aus der einen Ecke des Laboratoriums in die andere, bis ihr Frauenblick auf einen Spiegel fiel, da blieb sie stehen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Auf Schlittschuhen.

„Wir schweben, wir wallen auf hallendem Meer  
Auf Silberkristallen dahin und daher.  
Der Stahl ist uns Pittig, der Himmel das Dach,  
Die Lüfte sind eilig und schweben uns nach.  
So gleiten wir, Brüder, mit fröhlichem Sum  
Auf eherner Tiefe des Lebens dahin.“

(Joh. Gottfr. Herder.)

Der Winter, den germanischer Mythos als den „Blinden“ benimmt, zeigt sich den Freunden des Schlittschuhports sehr hold. Wenn der grimme Ostwind nachläßt, dann tummelt Euch, fröhliche Weltkinder auf dem kristallen bläuernden Eispiegel der Flüsse und Seen! Denn eine Stunde draußen in freier Natur ist mehr als tausendjährige Astese und frommendes Veten!

Daß das Schlittschuhlaufen eine nordische Kunst sei und schon in der ältesten germanischen Mythie eine gewisse Rolle spielt, dessen kann sich wohl der Historiker, der Germanist, weniger aber der Laie erinnern. Dieser weiß vielleicht etwas von Odin, dem Obergott der alten Deutschen, aber die Namen aller Wiegötter sind ihm wohl gelübt geblieben. Doch in der Edda steht zu lesen, daß es auch einen der Dynastie Wotan verschwägerten Sprossen namens Aller gegeben hat, der ein Stiefsohn von Thor, dem Donnerer, war. Er muß ein Ausnahmepriest gewesen sein, denn die Mythie meldet, daß ihn Schönheit, Pfeil und „Schrittschuhe“ von allen übrigen Göttern unterschieden hätten. Gewandter, kühner Schlittschuhläufer, als welcher er geschildert wird, reiste er Winters von Land zu Land, um auch die Bewohner im Eis- und Schneelauf zu unterweisen. Hierzu wurden die Kriegeschilder benutzt. Man nahm sie nach Allers belehrendem Beispiel auseinander und hatte so die schönsten Schneeschuhe. Ihre rasche Zusammensetzung, um sie gegebenen Falles als Schutzwanne gegen wildes Wetter zu gebrauchen, galt als besondere Kunst, die der Gott gleicherweise lehrte.

Soweit die germanische Göttermythie. Da nun die Sage trotz aller nebulösen Undefinierbarkeit selten eines gewissen Untergrundes realer Vorgänge oder Erscheinungen zu entbehren pflegt, so ließ sich die Annahme, daß der Schlittschuhlauf sehr, sehr alt sein müsse, wohl rechtfertigen. Aus dem Norden der grauesten Vorzeit kam uns diese Kunst, das galt als sicher. Viel mehr aber wußte man über ihren eigentlichen Ursprung auch noch vor einem halben Jahrhundert nicht. Man setzte ihn einfach ins Eisenzeitalter. Diese Hypothese erlitt aber einen gewaltigen Stoß durch merkwürdige Funde bei Pfahlbauten der reinen Steinperiode, die durch Ausgrabungen anfangs der sechziger Jahre des vorigen Säkulums ans Licht gefördert wurden. Da stieß man unter anderem auf Gerätschaften aus Pferdeknochen. Diese waren so zugeschliffen und an beiden Enden in der Art durchlöchert, daß sie die Pfahlbauern an ihre Ledersandalen schnürten und offenbar als Schlittschuhe brauchen konnten. Gelegenheit hierzu boten ja die Winters über zugefrorenen Gewässer in Hülle und Fülle.

Uebrigens scheint der Knochen-Schlittschuh in einzelnen Ländern bis spät ins Mittelalter hinein Verwendung gefunden zu haben. Wenigstens ist davon in einer alten Londoner Beschreibung die Rede. Es wird da der winterlichen Vergnügungen der Jugend

hinter den Wällen der City von London gedacht: „Einige, heißt es dann, nehmen einen Anlauf und schleifen auf dem Eise, andere binden Knochen unter ihre Füße und gleiten, indem sie sich mit einem gespitzten Stab stoßen, so schnell über das Eis, wie der Vogel in der Luft.“ In dessen ist diesem Vorgang kaum sonderliche Bedeutung beizulegen. Wohl mancher weiß aus seiner ersten Jugendzeit ähnliches zu berichten. Sproßlinge von Lordsfamilien waren es jedenfalls nicht, die auf Knochen „schlidderten“, sondern Kinder des ärmeren und proletarischen Volkes. In wohlhabigen Kreisen dürfte der Eislauf auf regelrechten Schlittschuhen mit Eisenschienen damals doch schon bekannter gewesen sein, als nach solchen spärlichen Aufzeichnungen zu schließen wäre. Infolge gegenseitiger Handelsbeziehungen wird den Briten die Tatsache nicht fremd geblieben sein, daß um die berregte Zeit der Eislauf in den Niederlanden schon sehr ausgebreitet war. Wie dieser Sport von Holland — wo er offenbar schon seit Jahrhunderten florierte — nach England verpflanzt wurde, so sind ja auch von dort die ersten Verbesserungen der Schlittschuhe und die Kunst des Vogelfahrens ausgegangen. Es kann daher heutzutage nicht auffallen, daß alle unbefruchteten Meister von Skandinavien und den Niederlanden herkommen.

Auf die Holländer, zumal auf die Bewohner der friesländischen Provinzen läßt sich das Urteil eines gewiegten Kenners: sie wären mit den Schlittschuhen an den Füßen geboren, wie etwa der Hurra-preuße mit der Pickelhaube, in vollster Berechtigung anwenden. Dort ist der winterliche Verkehr auf den zugefrorenen Kanälen, deren Netz etwa fünfzehnmal größer ist als das der preussischen, geradezu eine öffentliche Volksangelegenheit. Da werden von den einzelnen Gemeinden Bahnsperren angelegt, die die Befugnis haben, bei den Deichübergängen auf Ordnung zu sehen und auch für ihre Bemühung eine geringe Gebühr zu erheben. Für das Laufen auf kleinen Eisflächen im dichten Gedränge hat das Volk jedoch keinerlei Neigung; aber im Zurücklegen großer Entfernungen sucht es sein wahres Vergnügen. Schier erstaunliche Leistungen werden da vollbracht, ohne daß viel Aufsehens davon gemacht wird. Eine zweimal vierstündige Fahrt beispielsweise zwischen Rotterdam und Gouda, der Stadt mit den herrlichen Kirchensternen, gilt als eine kleine Erholung, bei der weiter keine Ehre gewonnen werden kann, als daß man die irdene „Goudasche Pfeife“ mit ihren meterlangen von Arabesken umflossenen Stielen unverfehrt heimbringt. Zum Beweise, daß man unterwegs nicht ein einziges Mal fallend mit dem Eise Bekanntschaft gemacht hat. Zu diesem Zwecke werden diese Pfeifen in Gouda in Strahnbüden festgehalten. Man kauft sich dazu einen Stod, an dem vier Pfeifen befestigt werden, um sie so besser tragen zu können; nur die Bauern stolzieren mit kurzen Pfeifen daher, die sie in großer Zahl rings um ihre Pelzlappen gestekt haben. Also im Freilauf sucht der Niederländer seinen Ehrgeiz zu befriedigen. Eine Hin- und Herfahrt zwischen Rotterdam und Amsterdams an einem Tage gehörte beinahe zu gewöhnlichen Dingen. In der Provinz Groningen, besonders aber im Friesländischen, werden die höchsten Leistungen im Schnell- und Dauerlauf vollbracht. Da erzählte man früher von einem Primaner, der morgens um 7 Uhr von Groningen aufbrach, nachmittags um 1/4 Uhr die 20 Stunden entfernte Stadt Zwolle erreichte und dort eine halbe Stunde später wieder die Eisbahn betrat, um abends bei seinen Eltern in Rotterdam zu sein. Bei den Friesländern gibt es ein förmliches Meisterstück im Schnelllauf, das jeder, der als echter, gerechter Läufer gelten will, vorbringen muß. Es besteht darin, daß er die elf friesischen Städte an einem und demselben Tage befahren habe. Es existieren aber noch ganz andere Beispiele, sogar schon aus dem 15. Jahrhundert. Man weiß von einem Friesen, der im Zeitraum von 18 Stunden 45 Wegstunden zurückgelegt hat. Morgens um 5 Uhr war er ausgelassen und abends um 11 Uhr kam er wieder heim. In Deutschland rechnet man eine halbe Stunde auf je eine deutsche Meile. Wohlgeschulte Fahrer brauchen aber kaum die Hälfte dieser Zeit für die gleiche Entfernung.

Bei uns in Deutschland konnte bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts vom Schlittschuhsport noch nicht viel die Rede sein. In Hamburg und an den Küsten war er wohl zu Hause. Von hier aus hat ihn aber erst Klopstock, der berühmte Schöpfer der Ode und noch berühmtere Dichter der „Messiade“ für Deutschland erobert. Selbst ein ebenso kühner wie leidenschaftlicher und eleganter Läufer, der sogar einmal — es war anfangs Januar 1762 — beim Einbruch im See von Ringby beinahe ertrunken wäre, trug sich Klopstock schon während seines Aufenthaltes in Kopenhagen mit der Idee, dort eine Akademie für Eislauf zu errichten, wo nicht nur Männer, sondern auch Frauen in dieser Kunst ausgebildet werden sollten. Nicht bloß, daß er sie in mehreren Oden — „Der Eislauf“, „Draga“, „Die Kunst Fials“, „Der Ramin“, „Unterricht“, „Winterfreuden“ — verherrlichte, machte er dafür in Worten und Briefen an seine Freunde fortgesetzt Propaganda. Als er im Januar 1767 von Kopenhagen aus eine Anzahl neu entstandener Oden an den Uebersetzer von Macphersons „Ossian“, den Jesuiten Denis in Wien sandte, berührt er in seinem Begleitbriefe auch den Eislaufsport. „Es gibt für mich“, schreibt er allda, „gar keine Leibesübung, die meiner Gesundheit so vorteilhaft ist. Ich liebe das Reiten und die meilenweiten langen Spaziergänge, aber das Schlittschuhlaufen ist noch viel anders.“ Er hielt viel auf elegante Bewegungen. Zum vollendeten Lauf gehörte nach seiner Ansicht, daß man sich wechselweise so tief, bald

rechts, bald links müsse niederbeugen können, um mitten im Schwunge einen Strohhalm vom Eise aufzuraffen. Claudius, der gemüthliche Dichter und Herausgeber des „Wansbeler Voten“, der doch auch ein sehr tüchtiger Läufer war, fand gerade wegen seiner „edigen Bewegungen und ungeschicklichen Formen“, die er beim Fahren sehen ließ, nicht den Beifall Klopstocks.

Den Einfluß Klopstocks auf den Eislauf erblicken wir ferner aus verschiedenen Poemen zeitgenössischer Dichter, wie Ramlar („Sehnsucht nach dem Winter“), Cramer („Zialfs Wettkampf“), Krumacher („Der Eislauf“), Herder (Die Eisfahrer“) und Goethe („Die Eisbahn“, „Mut“). Der Olympier freilich war schon in jungen Jahren ein geübter Läufer gewesen. In „Wahrheit und Dichtung“ kann man nachlesen, daß anlässlich einer Begegnung zwischen ihm und Klopstock in Weimar auch diese von beiden Dichtern bis ins hohe Mannesalter so eifrig gepflegte Kunst ein beiläufiges Gesprächsthema gebildet hat. Für die Einführung des Schlittschuhlaufs in Deutschland, speziell in Jhm-Athen hat Goethes Beispiel äußerst anregend gewirkt. Er kommt darauf mehrfach in Briefen an Kestner, Labater, Merl und Frau v. Stein zu sprechen. Außer Goethe setzten sich besonders die Philanthropen und Wiedererwecker der Leibesübungen Campe, Guts-Muths, Jahn, Frank, Vieth u. a. für den Eislauf ein. Poetisch hat ihn August v. Platen in einem seiner Gedichte verherrlicht, und endlich gebührt Meyerbeer das Verdienst, diesen Kunstsekt mustalisch in seiner Oper „Der Prophet“ auf die Bühne versetzt zu haben.

Heute gehört der Schlittschuhlauf, den unsere Altvorderen als ein von den Göttern auf die Erde herabgebrachtes Geschenk betrachteten, zu den vornehmsten und dem physischen Wohlfinden zuträglichsten körperlichen Übungen. Nicht mehr eine höfische Modesache oder ein die Frauen prude ausschließendes Spezialvergnügen für die Männer, wie ehemals, ist er nunmehr beiden Geschlechtern gemeinsam. Allerdings hat bei uns die kapitalistische Ausbeutung der natürlichen und künstlichen Eisbahnen einer Pflege des rein vollen Eisports gewisse Schranken zu setzen verstanden, die gerade vom arbeitenden Proletariat am schwersten empfunden werden.

## Kleines feuilleton.

Ein Abenteuer auf einer Nordpolfahrt. Der Nordpolfahrer Anthony Fiala gibt im „Windsor Magazine“ eine ausführliche Schilderung der Erfahrungen und Erlebnisse während seiner letzten artischen Expedition. Noch im September 1904, als bereits alle Schrecken des Winters die Polargegenden erfüllten und die furchtbarste Kälte herrschte, machte er einen letzten Versuch, von Kap Flora aus nach höheren Regionen vorzudringen. Nachdem er zunächst mit Schlitten nach dem Abruzzi-Lager sich gewandt hatte, setzte er sich dann an dem Point-Lager fest und unternahm es von hier aus, den De Bruhne-Sund zu überschreiten. Aber widrige Winde und das dünne, unsichere Eis machten ihm jede Uberschreitung unmöglich. Die Gesellschaft richtete sich nun in kleinen Höhlen unter Eisblöcken, so gut es gehen wollte, ein und verbrachte lange Tage in furchtbarer Kälte und unter höchsten Entbehrungen. Dann unternahmen sie von neuem die Uberschreitung des De Bruhne-Sundes, kampierten auf dem Eis des Sundes und langten dann in einem Kanoe endlich auf Hooper-Insel an. „Während die Gesellschaft“, so erzählt Fiala, „das Eis auf Hooper-Insel am 26. Oktober passierte, gab plötzlich der Schnee unter meinen Füßen nach und ich hing über einem tiefen Abgrund. Unser Steward Spencer sprang von seinem Schlitten, um mich zu retten; aber er hatte kaum meine Hand berührt, als ich plötzlich in die Tiefe herabstürzte und dabei das Bewußtsein verlor. Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich eingeklemmt in einem engen Spalt des Abgrundes, zwischen Himmel und Erde hängend, mit Brust und Rücken zwischen zwei Eismassen geklemmt, wobei mein linker Arm gegen die Brust gepreßt war und jeder Bewegungsfreiheit beraubt. Dieser enge Spalt hatte mich festgehalten, sonst wäre ich in die unergründliche Tiefe hinabgestürzt. Die Dunkelheit war sehr groß, aber dennoch glaubte ich fern über mir ein schwaches blaues Licht einzelner Lichtstrahlen zu bemerken, und als ich schärfer zusah, erblickte ich auf der schwarzen, endlosen Eisfläche dunkle Schatten. Es waren die Leute meiner Gesellschaft. Das Leuchten kam näher; es schien etwa 100 Fuß über mir zu sein. Ich hörte den Laut einer rufenden Stimme und antwortete, indem ich nach einem Seile rief und zur Eile drängte, weil ich dachte, ich würde durch den Spalt hindurchfallen. Sie fragten mich, wie tief ich hinabgestürzt wäre; ich rief, daß ich etwa 150 Fuß tief mich befände, denn so schien es mir. In dem Augenblick gerade hörte ich ein furchtbares Stöhnen in dem Abgrund. Es schien aus der Tiefe herzukommen. Mein erster Gedanke war, daß ein paar Hunde mit mir hinabgefallen wären. Bald aber verwandelte sich das Stöhnen in artikulierende Laute und ich erfuhr, daß Spencer, der mich zu retten versucht hatte, ebenfalls in den Abgrund gestürzt war. Ich rief ihm zu. Er antwortete mit schwacher Stimme und sagte, daß er dem Tode nahe wäre; sein Kopf sei aufgeschlagen und er werde sich wohl verbluten. Ich tröstete ihn, so gut ich konnte, obwohl ich auch keine rechte Hoffnung mehr hatte, denn die Hilfe schien mir sehr fern zu sein. Um unsere furchtbare Lage noch zu verschlimmern, stürzten Eisstücke von oben herab und donnerten nieder in die Untiefen, wo sie nach langer Zeit mit

hellen Krachen zersplitterten und ein unheimliches Geseh zu mir heraufschrien. Es war ein schauerhafter Anblick für mich, als wir jeden Augenblick gefaßt sein mußten, das gleiche Los wie diese Eisblöcke zu erleiden und in der unergründlichen Tiefe zerschmettert zu werden. Endlich, endlich sah ich über mir das Ende eines Seiles, das sich mir langsam näherte, wo wie ich durch Schreien den Leuten oben die Richtung angab. Mein rechter Arm war frei und endlich war der kostbare Strick in meiner Hand. Mit zitternden Händen machte ich mühsam eine Schlinge in das Ende des Seils, wobei ich auch die Finger meiner linken Hand langsam frei bekam. Dann schlang ich die Schleife um mein rechtes Bein und rief denen oben zu, anzuziehen. Bald schwang ich wie ein Pendel im freien Raum hin und her. Ich rief ihnen nun zu, das Seil nach rechts hin zu bewegen und mich dann tiefer herabzulassen, und nach furchtbaren Schwierigkeiten in der schrecklichen Dunkelheit entdeckte ich endlich den Steward, aber ich konnte ihm keine Hilfe bringen, weil eine beträchtliche Eismasse uns voneinander trennte. Unter großen Anstrengungen gelang es mir schließlich, ihm die Hand zu geben und ihn von dem winzigen Vorsprung, auf den er niedergestürzt war und der ihn vom Tode errettet hatte, in eine bequemere Stellung zu bringen. Ihm größere Hilfe zu gewähren, war mir vorläufig unmöglich. Ich sagte ihm, daß es das Beste wäre, wenn ich mich hinaufziehen ließe und dann den Strick für ihn wieder herablassen würde. Damit war er einverstanden. Ich wurde nun an die Oberfläche emporgezogen; als ich den festen Boden erreichte, wurde ich ohnmächtig. Dann ward Spencer auch heraufgeholt. Der Arzt untersuchte uns; wir hatten nichts gebrochen und waren völlig heil, nur Spencer hatte eine offene Wunde im Gesicht, die genäht werden mußte. Durch Messung des Seiles stellte man fest, daß wir etwas über 170 Fuß tief gefallen waren. Unsere Rettung hatten wir allein dem schnellen Hinzukommen unserer Gefährten zu verdanken, da wir sonst unfehlbar weiter herabgeglitten wären und unseren Tod gefunden hätten.“ Nach weiteren gefährlichen Wanderungen, in denen dicke Finsternis die Reisenden umgab, und Menschen und Hunde immer wieder in Löcher und Eisfurchen fielen, kamen sie endlich nach dem Abruzzi-Lager zurück, wo sie ihre Vorbereitungen für das Frühjahr 1905 begannen. —

## Theater.

Neues Theater. Lyngaard u. Co., Schauspiel in vier Akten von Hjalmar Bergstroem. Der große Künstler verschwindet hinter seinem Werke. Desgleichen Hjalmar Bergstroem. So vollständig verschwindet er, daß sich beim besten Vermögen nicht angeben läßt, was er in „Lyngaard u. Co.“ etwa hat sagen wollen. Er macht den Eindruck eines Menschen, der sich aussprechen möchte, ohne recht zu wissen worüber, und der überdies, um seine Objektivität zu markieren, hinter jedes Ja sofort ein Nein setzt. Es ist ein ewiges sich selber dementieren, in Gedanken sowohl wie in Durchführung der Personen, eine Konfusion, die sich präventios mit dem Anschein tief verborgener Bedeutung aufbaut.

Jakob Lyngaard, der doch wohl den Mittelpunkt des Ganzen bilden sollte, bleibt leerste Schablone. Dieser junge Mann, der Sohn eines großen Schnapsbrenners, der im Auslande die sozialistische Arbeiterbewegung kennen gelernt und sich für ihre Ideen begeistert zu haben behauptet, erbringt im Stücke durch die phantastische Verschröbenheit seines Verhaltens den Beweis des Gegenteils. Er wird aber von dem Autor anscheinend durchaus ernst genommen und als eine sozusagen typische Kontrastfigur dem eitelgoistischen Vater und dessen jüdischen Fabrikdirektor, dem das kapitalistische Machtstreben in Reinkultur repräsentierenden Heymann, gegenübergestellt. Im Schlußakt holt sich der Jüngling, der den Arbeitern die augenblicklichen Bedrängnisse der Firma auseinanderzusetzen und sie dadurch vom Streik zurückhalten will, die unvermeidliche Blamage. Die Leute pfeifen ihn trotz seiner humanen Veteuerungen aus, bei welcher Gelegenheit er, der Sozialist (1), zum erstenmal dahinter kommt, daß die Arbeiter nicht Wohlthaten empfangen, sondern im Kampfe sich ihr Recht erstreiten wollen. So wenig Bergstroem mit seinem blind daher dellamierenden Jakob in den früheren Szenen etwas anzufangen, irgend ein Interessantes aus ihm herauszuholen vermochte, so wenig weiß er, was er nach dem Um Schlag mit ihm machen soll. In der Vorlesung muß eine Frontveränderung helfen. Heymann, der zuerst nur trockener Streber schien, abanciert zusehends in der Schätzung seines Schöpfers. In einem Streit mit Lyngaard entpuppt er sich als Herr der Situation, dessen Talraft auch gegen den Willen des Chefs die Umwandlung der alten Brennerei in eine Aktiengesellschaft und ihren Anschluß ans Kartell erzwingen könnte. Er gewinnt auch ein weiteres Zeichen imponanter Männlichkeit, das Herz von Lyngaards Tochter. Am Schluß strahlt er in der Gloriorie des Siegers. Jakob und seine Mutter, der ein bis ins Pathologische gesteigertes Mitleid mit den Armen keine ruhige Stunde ließ, die sich Wunder versprach, wenn ihr Sohn seine geträumten Reformen einst als selbständiger Leiter des Unternehmens durchsetzen werde, danken freiwillig zu seinen Gunsten ab. Also hat Heymann recht in Bergstroems Augen? Aber gegen jedes Wort dafür läßt sich sofort ein anderes dazwischen aus dem Stück zittern! Schlägt man sich derlei Fragen nach der Tendenz — die einzigen, durch deren Anregung der Autor eine gewisse matte Neugier wachhält — aus dem Kopfe, und nimmt das Drama rein als solches, so erscheint es noch trostloser. Die Handlung setzt sich aus einer Sammlung von psychologischen Unmöglich-

lassen zusammen. In der mannlos karikierten Figur des jungen Quars, an der gezeigt werden soll, wie Frau Lyngaards Wohl-taten sich im Gegenteil verkehren, erreicht die Skrupellosigkeit den Höhepunkt, wird plumpste Possenreißerei. Dreimal muß der Junge ankreten, um zum Gaudium der Galerie blödsinnige, mit anarchischen Reminiszzenzen angewürzte Phrasenschwärme loszulassen.

In der Aufführung boten namentlich Herr Schmidt-Häbler, der den Mänoneur des Stückes, einen lauslichen Mathematiker zu spielen hatte, und Helene Riechers in der Rolle der weichherzigen, hysterisch reizbaren Frau Lyngaard sehr respektable Leistungen. Der Applaus durfte, wie gewöhnlich, nicht fehlen.

**Physiologisches.**

Das Wesen der Ermüdung. Wenn ein Organ längere Zeit hindurch in Tätigkeit erhalten wird, treten in ihm gewisse Veränderungen auf, die sich in einer Verringerung seiner Leistungsfähigkeit äußern. So kann z. B. ein Muskel, der anfangs ein bestimmtes Gewicht mit Leichtigkeit zu heben vermochte, schließlich durch fortgesetzte Tätigkeit dazu gebracht werden, zu keinerlei Arbeitsleistung mehr imstande zu sein. Er ist dann ermüdet und muß ausruhen. In einer kurzen Darlegung des Ermüdungsproblems in der „Umschau“ (Frankfurt a. M.) weist Dr. Hans Winterhein darauf hin, daß es zuerst J. Ranke war, der im Jahre 1868 von Ermüdungsstoffen, d. h. von schädlichen Stoffwechselprodukten, sprach, die sich bei der Tätigkeit eines Organs bilden und den Zustand der Ermüdung bedingen. Das Ausruhen würde demnach in einer Fortschaffung und Vernichtung der Ermüdungsstoffe bestehen. Tatsächlich konnte Ranke beweisen, daß die bloße Ausspritzung der Blutgefäße eines ausgeschnittenen ermüdeten Muskels mit einer indifferenten Lösung seine Leistungsfähigkeit wieder zu heben vermochte. Aber auch dem Organismus selbst stehen Mittel zur Beseitigung der Ermüdungsstoffe zu Gebote. Sie sind zunächst darin gegeben, daß die Gewebe Alkalien enthalten, die die zum Teil sauren Ermüdungsstoffe zu neutralisieren vermögen, hauptsächlich scheint aber die Erholung in der Oxydation leicht oxydabler Ermüdungsstoffe zu bestehen. Wahrscheinlich spielt bei der Ermüdung und Erholung auch die Bildung von Siften und Gegengiften eine Rolle. Wie dem auch sei, jedenfalls scheint das Wesen der Ermüdung in chemischen Prozessen zu bestehen, deren Reaktionsprodukte, die Ermüdungsstoffe, sich anhäufen und den ursprünglichen chemischen Prozeß hemmen. Infolgedessen wird die Lebensfähigkeit herabgesetzt und schließlich vollkommen aufgehoben. Die Ansammlung der Reaktionsprodukte kann aber auch unter geeigneten Bedingungen zu einem Wiederaufbau des Ausgangsmaterials Veranlassung geben. Eine wesentliche Rolle spielt hierbei die Temperatur. Sind die chemischen Spaltungen mit einer erheblichen Wärmeproduktion verbunden, so kann die Verbindung der Spaltungsprodukte zu der ursprünglichen Substanz begünstigt werden. Solche Verhältnisse, die die Bildung eines neuen Organs gewährleisten, scheinen im Organismus vorzuliegen.

**Aus dem Pflanzenleben.**

Der Ursprung der Hegeringe. Mit dem Namen Hegeringe hat der Volksmund die hier und da in den Wäldern beobachtete ringförmige Anordnung gewisser Hutpilze belegt. Der Name deutet schon darauf hin, daß — dem Volksglauben zufolge — Hegen bei der Entstehung ihre Hand im Spiele haben sollten. In der Wissenschaft hat man diese eigenartige Erscheinung seither so erklärt: Der eigentliche Pilz, das weiße oder gelbliche, unter der Erdoberfläche verborgene Fadengewebe, hat das Bestreben, sich nach allen Seiten gleichmäßig auszubreiten, also scheibenförmig zu wachsen. Solange ihm kein Hindernis entgegentritt und er geeigneten Nährboden findet, wächst der Pilz tatsächlich scheibenförmig in die Breite. Dies läßt sich vielfach an Schimmelpilzen und anderen beobachten, die auf dem Nährsubstrat vegetieren. Nun haben diese Pilze die Eigenschaft, ihre Fruktifikationsorgane, die Pilzhüte, also jene Körper, die man im Volke gemeinhin als den Pilz selbst bezeichnet, an den jüngsten Enden ihres Fadengewebes zu bilden, also an der Peripherie der Scheibe. So wird die ringförmige Anordnung der Fruchtkörper, der sogenannte Hegering leicht erklärlich. Von Jahr zu Jahr nimmt mit dem Weiterwachsen der eigentlichen, unsichtbaren Pilzpflanze — das Zentrum der Scheibe stirbt nach und nach immer mehr ab — auch der sichtbare Hegering am Durchmesser zu. Man hat eine jährliche Zunahme des Durchmessers von 20—31 Zentimeter beobachtet und man hat Ringe gefunden, die bis zu 40 Schritt im Durchmesser halten. Aus der jährlichen Zunahme des Durchmessers läßt sich ein Schluß auf das Alter des Pilzes ziehen, das sich hiernach oft über viele Jahrzehnte hinaus erstreckt.

Eine andere Erklärung für das Zustandekommen größerer Hegeringe gibt Professor Dr. Ludwig Greiz auf Grund 40jähriger Beobachtungen einzelner Pilzarten. Ihm war es zweifelhaft, daß das zarte Pilzgewebe im Boden jahrzehntelang trotz Frost und Trockenheit perennieren sollte, und er ist zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Mehrzahl der hier in Betracht kommenden Waldpilze, sobald sie keine Dauerformen bilden, ihr Mycel in den Wurzeln der Waldbäume bergen und mit diesen Mykorrhizen bilden, von denen aus das Pilzgewebe alljährlich wieder in den Boden hinauswächst. Eine solche Mykorrhizenbildung ist nun erfahrungs-

gemäß nur an den jüngsten Saugwurzelspitzen möglich und diese sind stets nur an der Peripherie des Wurzelgewebes des jeweiligen Baumes möglich. Je umfangreicher die Baumwurzeln den Erdboden durchziehen, um so größer wird der Kreis, an dem sich die Mykorrhizenbildung vollzieht und damit wächst gleichzeitig der Pilz in die Breite, der zur Schwammzeit seine Fruchtkörper in alljährlich größer werdendem Ringe über die Erde hinausendet. Professor Ludwig hat eine große Anzahl von Pilzringen beobachtet, deren Zentrum ein Baum war und deren Ausbreitung mit der Umgrenzung des äußersten Wurzelbereiches desselben Baumes übereinstimmte. Mit dieser Mykorrhizatheorie will Professor Ludwig aber keineswegs die alte Entstehungserklärung umwerfen, sondern er sagt vielmehr, daß die Ursache der Hegeringe teils in seiner, teils in der alten Theorie zu suchen sein wird.

**Humoristisches.**

**Trauer im Zoo.**

Zur Welt kam hier im Zoo das Baby Und dachte fröhlich: Hic manebit! \*) Doch der Mama aus Celebes Mißhagte der Ernährprozeß, Und ihre hochmoderne Schürle Verdaumt das Kind zur Soßleth-Pulle. Drei Wochen ging auch das Gelutsche, Dann war das arme Baby futschel! Drum Damen aus dem Westen hört: Wird euch ein Baby mal beschert, Bedenket — die Moral ist bitter: Seid keine Elefantennütler!!

\*) Hier bleibe ich.

— Hofgunst. Berliner Theater. „Sherlock Holmes“ von Ferdinand Bonn. Die Vorstellung wurde von S. M. dem Kaiser, der Kaiserin, dem Kronprinzen, der Kronprinzessin und den übrigen Mitgliedern des königlichen Hauses, außerdem von sämtlichen Berliner Regimentern 3!!! mal besucht!!!

**Personen:**

• • • • • Bonn  
• • • • • Bonn  
• • • • • Bonn

Für diese Saison bis 31. August täglich ausverkauft!!

(„Luftige Blätter“.)

**Notizen.**

— Theaterschutz und Theaterleid. Schutzvölle dem „nationalen“ Theater dienstbar zu machen, ist dem Magistrat der norwegischen Hauptstadt Christiania eingefallen. Fremde Schauspielergesellschaften sollen 10 Prozent der Bruttoeinnahme entrichten. Diese merkwürdige Kulturbeförderung richtet sich gegen die dänischen Gastspiele, die dem Nationaltheater starke Konkurrenz machen. Wenn die Bürgervertretung zustimmt, erleben wir vielleicht das ergötzliche Schauspiel, daß von der anderen Seite mit Ansehprämiem, Kampfschützen, Einfuhrverboten geantwortet wird. Der Unsinn des ganzen nationalen Schutzes könnte nicht drastischer verspottet werden als durch diese Schildbürgerlei.

Die Schauspieler des Velgrader National-Theaters drohen mit dem Streik, falls nicht ihre Forderungen — höhere Gage und Pensionsregelung — bewilligt werden.

— Seltsame Zeitungen. In der Zeitschrift „Mon dimanche“ wird von einigen merkwürdigen Besuchen erzählt, die unternehmende Zeitungsverleger gemacht haben, um ihren Blättern Leser zu werden. Ein spanisches Blatt, der „Luminaria“, bot seinen Abonnenten einen Text, der, wenn er vielleicht auch nicht geistprühend war, so doch mit einer phosphoreszierenden Druckerschwärze gedruckt wurde, so daß man ihn im Dunkeln lesen konnte, — was ihn in schlaflosen Nächten doppelt wertvoll erscheinen ließ. Noch schlauer war der Herausgeber des „Mégat quotidien“, der seine Zeitung auf ein Blatt von Teig drucken ließ. Man konnte die Zeitung also, nachdem man ihren Inhalt genossen, gemächlich verpeifen. Ob die geistige oder materielle Nahrung verdaulicher gewesen ist, wird jedoch nicht berichtet. Ein französisches Journal, „Le Bien-Etre“, versprach allen Abonnenten, die vierzig Jahrgänge überdauert haben würden, eine lebenslängliche Rente und dazu noch das Begräbnis gratis. Trotz dieses verlockenden Anerbietens hat das Blatt keine Abonnenten erwerben können und entschlimmerte schon in einem Monat eines saufen Todes. Zweifellos nun dieses traurige Ereignis betweinen zu können, wurde sein Nachfolger, der sich „Das Taschentuch“ nannte, auf einem Papier gedruckt, das als Taschentuch dienen konnte. Der „Courier des Baigneurs“ und „La Rajade“, die um das Jahr 1850 erschienen, waren auf wasserdrähtem Papier gedruckt, so daß sie während des Bades gelesen werden konnten. Sie mußten sich bei den Badenden jedoch keiner großen Beliebtheit erfreut haben, da sie auch nach kurzer Lebensdauer verschieden. Und schließlich gibt es in Skandinavien Zeitungen, die auf so widerstandsfähigem Papier gedruckt werden, daß man Stride daraus drehen kann, was vielleicht allzu bequem für — Lebensmüde ist. —